



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein fürstlicher Soldatenhändler des vorigen Jahrhunderts.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein fürstlicher Soldatenhändler des vorigen Jahrhunderts.

Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika (1775 bis 1783) von Friedrich Rapp. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1864. 299 S. 8.

Wenn der Verfasser der obigen Schrift sich die Aufgabe stellt, „schonungslos die Schmach aufzudecken, welche die Kleinstaateri auf unser Volk gehäuft hat, an den Auswüchsen des Systems dessen Verderblichkeit für Deutschland nachzuweisen und die Nation dadurch anzuspornen, daß sie sich um jeden Preis aus diesem Labyrinth befreie“, so finden wir diese Absicht durchaus zeitgemäß, und auch der zur Erreichung derselben eingeschlagne Weg wird, näher besehen, im Ganzen als der rechte erscheinen. Zwar werden Liebhaber und bestellte Vertheidiger des gedachten Systems rasch mit dem Einwurf bei der Hand sein, daß man mit „Auswüchsen“ nichts beweise, daß die hier (beiläufig nach fast ausnahmslos guten Quellen\*), mit zahlreichen noch unbekannten Details und in sehr anschaulicher Weise) geschilderte Menschenvermäkelung vor fast hundert Jahren stattgefunden habe, wo nicht bloß die Höfe, sondern auch die Masse des Volks Recht und Pflicht ganz anders aufgefaßt hätten als heutzutage, daß Enkel nicht für die Sünden ihrer Großväter verantwortlich gemacht werden dürften, und daß Abscheulichkeiten wie die hier dargestellten jetzt nicht bloß nicht mehr geschehen, sondern auch nicht mehr beabsichtigt werden könnten. Wir aber sind in der Hauptsache andrer Meinung. Allerdings wird mit Auswüchsen eines Gegenstandes nichts für die Natur desselben bewiesen, aber dies ist nur einer von den nicht glücklich gewählten Ausdrücken des Verfassers. Jene Schmutzstellen auf der deutschen Geschichte waren Ausflüsse, waren natürliche Symptome der Krankheit der Kleinstaateri, die um die Mitte des vorigen Säculums, durch keinen Volkswillen gemäßigt, in Deutschland ihren Höhepunkt erreicht hatte, und der damit verbundenen Anschauung, daß das Land als Domäne der herrschenden Familie, das Volk, etwa wie das Wild in den Forsten, gleichfalls als Besizthum dieser Familie zu behandeln sei — Ausflüsse einer An-

\*) Nur der S. 267 mitgetheilte Brief des Landgrafen von Hessen an den Oberbefehlshaber seiner Truppen in Amerika ist erwiesenermaßen unecht.

schauung, die in Kleinstaaten eben ihrer Kleinheit halber, bei welcher das Land als großes Rittergut erscheint, das Volk nicht imponirt, fast naturgemäß, mindestens sehr erklärlich ist.

Sehr richtig, das neunzehnte Jahrhundert will nicht gestatten, daß ein Souverän seiner unklugen Meinung über das Verhältniß von Fürst und Volk ganz in dem Stile, ganz so direct und ungescheut Folge giebt wie früher. Zwischen ihm und dem achtzehnten liegt die französische Revolution mit ihren Lehren, die auch an den Höfen nicht völlig unbeherzigt vorübergegangen sind. Allein noch die Jahre 1806 bis 1813 sahen die Söhne thun, was die Väter gethan, als sie zu rein persönlichen Zwecken, aus nur egoistischen Gründen einer fremden Macht die Kinder ihres Landes zur Verfügung gestellt. Der Handel hatte jetzt freilich eine etwas andere Gestalt, die auf den ersten Blick nicht so unreinlich ausah als die des früheren: England hatte die Menschenlieferungen in Thalern honorirt, Frankreich gab statt deren Fegen deutscher Länderbeute und Königstitel, die Schlachtbank hatte einst Amerika geheißen, jetzt lag sie näher, diesseit des Meeres, in Oestreich, Preußen und Rußland, der Kleinhandel mit dem Leben der Unterthanen war vornehmer, war Großhandel geworden, endlich war jetzt bisweilen einiger Zwang im Hintergrunde, während die Speculation im achtzehnten Jahrhundert eine völlig freiwillige gewesen war — das ist aber auch der ganze Unterschied.

Und die Gegenwart? Man thut klug, sie sich nicht allzuweit vorgeschritten zu denken. Es ist wahr, wir tragen keine Zöpfe und Haarbeutel mehr, wir haben Verfassungen, leidlich viel Pressfreiheit, Vereine, die gesinnungstüchtige Resolutionen fassen dürfen, wir sehen deutsche Tricoloren wehen, sogar auf kleinstaatlichen Fürstenschlössern. Allein in der Mehrzahl dieser Schlösser — darauf können wir uns verlassen — wohnt, humaner, verschämter und ihrer Sache ungewisser geworden zwar, im Kern und Wesen aber unverändert, noch diesen Tag die alte Ueberzeugung, nach welcher das Interesse des Souveräns und seiner Dynastie das oberste Gesetz für das Dichten und Trachten der Regierung zu sein hat, und wenn wir wirklich annehmen dürfen, daß in Zukunft Handelsgeschäfte ähnlicher Art, wie die deutscher Fürsten mit den englischen Staatssekretären von 1775 und mit Napoleon unmöglich sein werden, so liegen die Hauptgründe der Undenkbarkeit ohne Zweifel anderswo, als im Bereich der Kleinstaaten und am wenigsten in der Hofatmosphäre derselben. Die kleinen deutschen Fürsten müssen wegen ihrer Ausnahmestellung sein, was sie waren. Sie können nicht wohl anders, selbst wenn sie wollten. Was vor hundert Jahren von ihnen galt, gilt daher im Wesentlichen noch heute von ihnen. Sie waren damals unbeschränkt, und sie sind jetzt einigermaßen beschränkt durch den Volkswillen. Die Probe freilich, wie stark die Schranke ist, muß erst noch kommen, zum Glück aber hat die deutsche Geschichte inzwischen noch ein anderes Correctiv

und eine zuverlässigere Garantie davor geschaffen, daß die Bäume wieder einmal in den Himmel wachsen — den deutschen Großstaat in Preußen.

Nachdem dies festgestellt ist, können wir allerdings mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung auch auf den Fortschritt blicken, der sich zeigt, wenn man die Form der Vorgänge, welche Kapps Schilderungen uns vorführen, mit der Gegenwart vergleicht. Die Welt ist doch ein ganz rechtschaffnes Stück weiter in die Sphäre der Humanität hineingerückt seitdem, und die „gute alte Zeit“, in die uns das Buch zurückschauen läßt, nimmt sich neben der unsern in vielen Stücken mehr wie ein böser Traum als wie Wirklichkeit aus. Vieles zwar ist seitdem noch möglich gewesen, und mehr vielleicht, als man meint, ist noch jetzt möglich. Die schäbige Geldgier aber, die ruchlose Verhöhnung aller Menschenrechte, das hündische Schweifwedeln deutscher Zwergsouveräne vor den Ministern einer fremden Großmacht, welchem wir hier begegnen, ist, in dem Grade wenigstens, kaum mehr möglich, und noch sicherer ist, daß die stumpfsinnige Sklavengeduld der Völker, die alle diese Glendigkeiten ertrug, einem Geschlechte angehört, von dem das unsre erheblich, wenn auch wohl noch nicht weit genug verschieden ist.

Wir lassen, um das zu zeigen, die Schatten der Landesväter, die sich an jenem Handel theilnimmt, rasch an uns vorübergehen und greifen uns schließlich einen der anmuthigen Gesellschaft zu genauerer Betrachtung heraus. Die Tragödie — für uns Unbetheiligte stellenweise Tragikomödie — beginnt mit einer Verlegenheit: England braucht Soldaten zur Bekämpfung der Rebellen in den nordamerikanischen Colonien, und die drei Königreiche Sr. großbritannischen Majestät liefern deren nicht genug. Was thun? Man denkt an Rußland, läßt sondiren, unterstützt das darauf folgende Gesuch um ein Hilfscorps durch einen eigenhändigen Brief Georgs des Dritten an die Kaiserin Katharina und wird abgewiesen, ja obendrein von den hochmüthigen Barbaren verhöhnt. Man wendet sich an Holland, und wieder läßt sich kein Geschäft machen. Dagegen kommen von verschiedenen deutschen Höfen Briefe mit eifrigen Anerbietungen militärischer Gefälligkeit gegen ein gutes Stück Geld an, und kaum hat man die Blicke nach dieser Seite gewendet, so hat man auch schon ein halb Duzend kleiner Herren hinter sich am Rockschloß, die mehr oder minder zu brauchen sind, und die sich um Aufträge in Menschenwaare förmlich reissen. Sehen wir uns das einmal an. Ein Oberst Faucitt schließt im Auftrag Lord Suffolks, des englischen Ministers des Auswärtigen die Lieferungsverträge ab. Yorke, der Gesandte Großbritanniens im Haag, hilft gelegentlich als Vermittler den Wünschen der nach Guineen hungernden Serenissimi zum Ziele. Faucitt kommt zunächst nach Braunschweig. Herzog ist hier Karl der Erste, ein alter prachtliebender, lieberlicher und gründlich verschuldeter Herr, dem italienische Oper, französisches Ballet, Maitreffen, Militärspielerei und Geldmacherei ungeheure Summen ver-

schlingen, und der für den Abenteurer Nicolini, seinen Theaterdirector und Hofsuppler, jährlich 30,000, für Lessing jährlich 300 Thaler übrig hat. Neben ihm regiert der Erbprinz Ferdinand, nicht viel besser als der Vater, nur weniger verschwenderisch und viel klüger. Mit ihm hat Faucitt zu thun, und an ihm findet er bei der Unterhandlung seinen Meister. Nach einigem Feilschen wird ein für die herzogliche Kasse recht günstiger Contract abgeschlossen: Braunschweig liefert 4,300 Soldaten und empfängt dafür zunächst pro Mann 30 Kronen Werbegeld, dann jährlich, so lange die Leute in englischen Diensten stehen, 64,500 Kronen und von dem Tage an, wo sie in die Heimath zurückkehren, zwei Jahre lang das Doppelte dieser einfachen Subsidie.

Zweiter Act. Faucitt reist nach Kassel, wo die Landgrafen schon seit etwa hundert Jahren das Vermäkeln armirter Unterthanen und Landsleute als regelmäßiges kaufmännisches Geschäft betreiben und sich wohl dabei befinden. Das ausgeführte Porträt des hier regierenden Landesbeglückers betrachte man sich bei Rapp S. 57 bis 59. Für uns genügt, zu wissen, daß Landgraf Friedrich der Zweite ein nüchterner Rechner und ordnungsliebender Geschäftsmann sowie ein Herr, der auf seine Würde hält, daneben aber ein rücksichtsloser Egoist, ein Liebhaber französischer Sitte und Unsitte, maßlos baulustig, zeitgemäß liederlich in geschlechtlichen Dingen und Vater von etwa hundert unehelichen Kindern ist. Der englische Unterhändler hat hier in dem Minister v. Schlieffen einen der geriebensten Diplomaten damaliger Zeit sich gegenüber, der die Noth Englands vortrefflich auszubeuten weiß, und so werden jenem schließlich noch ungünstigere Bedingungen aufgeredet als in Braunschweig, wofür er freilich auch über 12,000 Mann der besten Truppen einhandelt. Daß bei dem Handel die Excellenz Schlieffen selbst nicht leer ausgeht, versteht sich von selbst. Rührend ist, die landesväterliche Gnade zu beobachten, die sich in Folge des gemachten vortrefflichen Geschäfts über Hessen ergießt: Serenissimus streicht außer dem Betrag einer angeblichen Schuldforderung aus dem siebenjährigen Kriege, der unter andern Umständen nicht zu erlangen gewesen wäre, für jeden der auf die amerikanische Schlachtbank verhandelten Unterthanen zuerst 30 Kronen Werbegeld, dann noch einmal  $37\frac{1}{2}$  Kronen jährlicher Subsidie in seinen Säckel, König Georg bezahlt und verpflegt außerdem selbstverständlich die Gemietheten für die Dauer des Krieges, und dafür geruht der Landgraf huldreichst, seinen getreuen Hessen die halbe Kriegscontribution zu erlassen. Das Volk freilich sieht die Wohlthat nicht ein, es wandert aus, so viel es kann, und die Meinung: „Sind wir todt, so sind wir davon“ ist unter den Zurückbleibenden eine gemeine Rede. Daher vermuthlich der Ausdruck „blinde Hessen“.

Dritter Act. Schauplatz Hanau, Hauptperson neben Faucitt der Sohn des Landgrafen Friedrich, Erbprinz Wilhelm, der die Grafschaft Hanau als selbstständiges Fürstenthum verwaltet. Er ist ein noch ziemlich junger Mann,

der alle übeln Eigenschaften des Vaters, aber nicht eine seiner bessern besitzt, eine rohe Unteroffiziersnatur, grob sinnlich, aller persönlichen Würde baar, Feind jeder Bildung, über die Maßen geldgierig, derselbe, der später als Kurfürst Stein um Entschuldigung bitten mußte, daß er sich unterstanden, ihm einen Orden anzubieten, und der 1814 den Hessen den abgeschnittenen Zopf wieder aufzwang. Er spielt Faucitt gegenüber eine Rolle, die sehr von der seines Vaters absticht. Sein Bestreben geht scheinbar nur dahin, dem König Georg, seinem „hochherzigen Beschützer und erhabenen Herrn“ zu gefallen, und so bietet er anfangs, was er hat, ganz umsonst an, natürlich nur, um von seinem reichen Patron den doppelten und dreifachen Kaufpreis als Geschenk zu erhalten. Raum giebt es — man vergleiche S. 230, 243, 244 und 245 die betreffenden Schreiben — eine unterwürfige Wendung in der englischen und französischen Sprache, deren sich der Prinz in seinem Briefwechsel mit Georg und Suffolt nicht bediente, um sich in deren Wohlwollen hineinzuwinden. Der alte Landgraf, so sehr er feilscht und markt, wahrt wenigstens seine persönliche Autorität und imponirt sogar den Engländern durch knappes und schroffes Wesen, der Sohn dagegen erniedrigt sich selbst um des kleinsten Vortheils willen zum willenlosen kriechenden Supplicanten. Er liefert schließlich ein Infanterieregiment von 668 Mann nebst etwas Artillerie und streicht dafür ungefähr dasselbe Blutgeld ein wie der braunschweiger Vetter. Uebrigens, was wahr ist, muß auch hier wahr bleiben: England wird gut bedient, auch die Waare des Erbprinzen ist preiswürdig, und auch er behält nicht den ganzen Profit, den sie ihm bringt, sondern bewilligt wie der Herr Vater dem Lande einen Steuernachlaß für die Dauer des amerikanischen Krieges. Wie aber der Sohn noch geiziger als sein würdiger Erzeuger ist, so erstreckt er auch seine Huld nicht auf alle Unterthanen, sondern nur auf die Eltern und Ehefrauen der von seiner Firma übers Meer versandten Soldaten und Unteroffiziere.

Der vierte Act spielt am Hofe zu Arolsen, der ebenfalls schon seit einem Jahrhundert im Soldatenvermietthen Geschäfte gemacht und dabei seine Rechnung gefunden hat. Sein ältester und bester Kunde ist Holland, und nur bei besonders günstigen Conjunctionen des Menschenmarkts überläßt man hier seine Truppen an andere Mächte. Dieser Handel hat bisher den Chef des Hauses Waldeck die Mittel zu einem Auftreten gebracht, welches weit über das hinausging, was ihr winziges Ländchen ihnen eintrug. Jetzt aber haben sie es zu arg getrieben. Es ist tiefe Ebbe in der Schatulle des gnädigsten Herrn, und so hat Durchlaucht Friedrich den Ausbruch der amerikanischen Rebellion als frohe Botschaft begrüßt und sofort sich in London bemüht, einen Auftrag auf Truppenlieferungen zu erbitten. „Mit Leib und Seele dem Monarchen ergeben, dessen Minister zu sein Sie das Glück haben“ — so schreibt er am 13. November 1775 an Suffolt — „halte ich es für meine Pflicht, was nur in meinen

schwachen Kräften steht, aufzubieten, um wenigstens meinen guten Willen zu zeigen, wenn es sich um seinen Dienst handelt. Ich nehme mir deshalb die Freiheit, Mylord, Sie gehorsamst zu ersuchen, Sr. Majestät versichern zu wollen, daß im Fall irgendwelche Verhältnisse es nöthig machen, fremde Truppen anzuwerben, ich es als eine große Gunst Ihrerseits (d. h. von Seiten der Majestät) betrachten werde, wenn Sie ein Regiment von 600 Mann annimmt, das wie sein Fürst vor Verlangen brennt, sich für Sie zu opfern.“ Suffolk nimmt denn auch das Anerbieten an, Faucitt erscheint in Arolsen, aber es ergeben sich Schwierigkeiten. Der gute Wille des Fürsten ist größer als sein Vermögen. Indes zuletzt geht es, die Pfarrer Waldeck's müssen von den Kanzeln herab zum Eintritt in das Regiment auffordern\*), was zur Completirung desselben noch mangelt, wird in dem benachbarten Bisthum Hildesheim gestohlen, dann schafft man die Leute mit berittenen Landjägern wie einen Haufen Sträflinge an die Grenze und auf die Weserschiffe. Der Fürst aber bewahrt schmunzelnd in seinem Documentenschränk einen Contract, in dem ihm 20,100 Kronen Werbegeld, 25,050 Kronen jährlicher Subsidien sowie 30 Kronen für jeden seiner in Amerika etwa fallenden Unterthanen zugesichert sind.

Der Feldzug des Sommers 1776 war den englischen Waffen so günstig, daß Suffolk sich nicht sehr beeilte, von den ihm nun auch von Seiten andrer deutscher Fürsten zugehenden Truppenanerbietungen Gebrauch zu machen. Solche Anerbietungen aber kamen in Menge, und die betreffenden Souveräne machten einander — man lese S. 105 — oft in recht unanständig krämerhafter Weise Concurrrenz. Die katholischen, namentlich die geistlichen Reichsfürsten blieben ihren alten Verbindungen mit Frankreich treu, und so konnte England nur mit den protestantischen Verträge eingehen. Bloß Bayern, das seit langen Jahren schon sich zu verkaufen gewohnt war, wenn es einen fetten Profit zu schlucken gab, wollte sich auch diesmal die Gelegenheit zu einem hübschen Gewinn nicht entgehen lassen. Man lese, wie der alte Kurfürst den englischen Gesandten Elliott anbettelte, und wie höhnisch dieser ihn abfertigte (S. 106). Der Kurfürst drückte ihm wiederholt aufs wärmste seinen Wunsch aus, mit England Subsidienverträge einzugehen, und gab ihm aufs unzweideutigste zu verstehen, daß er sich ihm in keiner Weise angenehmer machen könne, als durch Förderung dieses Wunsches. Elliott that erstaunt und sagte, er habe geglaubt, Hoheit seien mit Oestreich und Frankreich zu eng verbunden, als daß Sie ohne deren Zustimmung Ihre Truppen vermietthen könnten. Der Kurfürst aber erwiderte, „daß es ihm ganz frei stehe, über seine Truppen in der ihm profitabelsten, seinen Interessen entsprechendsten Weise zu verfügen“; dann bat er den Gesandten,

\*) Fourier Steurnagel meint, indem er dies in seinem Tagebuch berichtet, die schwarzen Herrn hätten dabei wohl auch den 13. Vers des 44. Psalm anzuführen nicht unterlassen: „Du verkaufest dein Volk umsonst und nimmst nichts dafür.“

„seinen Ministern nichts von seinem Wunsche mitzutheilen, da er sich ohne die Aussicht auf einen daraus herzuleitenden Vortheil der Unannehmlichkeit seines Bekanntwerdens nicht aussetzen wolle“. Da Elliott seinem Bericht über diese Unterredung die Bemerkung hinzufügte, daß das bayerische Militär das schlechteste sei, welches er in Deutschland gesehen (es war damals nächst dem päpstlichen überhaupt das schlechteste in Europa), so reflectirte Suffolk nicht auf das sehnliche Verlangen der münchener Hoheit. Dagegen erhielt Faucitt Befehl, sich mit Würtemberg und Brandenburg-Anspach in Verbindung zu setzen, die in London ebenfalls Offerten gemacht hatten.

Es widersteht uns, die widerwärtigen Details, die über den Anspacher und den Würtemberger nach Rapp mitzutheilen wären, auch nur so weit wiederzugeben, wie die in den bisherigen Auszügen von den andern fürstlichen Seelenverkäufern und Pluvmachern gelieferten. Es genüge, zu sagen, daß beide Potentaten „excessively eager“ waren, ihre Truppen zu verborgen, und daß Anspach im Februar 1777 einen Vertrag über Stellung von 1285 Mann abschloß und dieselben richtig beschaffte, daß dagegen Würtemberg die 4000 Mann, die es angeboten, weder aufzutreiben noch zu equipiren vermochte. Der Herzog Karl Eugen, der berühmte Menschenquäler, der Peiniger von Moser und Schubert, der halbtolle Verschwender, hatte sich ruinirt. Er besaß weder Waffen, noch Uniformen; die Soldaten erhielten keine Löhnung, „damit sie nicht desertirten“, die Offizierszelte waren für die ländlichen Feste Serenissimi zerschnitten. Man suchte Faucitt hinters Licht zu führen, er aber merkte die Absicht und brach die Unterhandlungen ab. Aehnlich stand es mit Sachsen-Eildburghausen, Gotha und Darmstadt. Auch hier der beste Wille, ein Geschäft zu machen, aber Mangel am Besten. Dagegen kam es noch zu einem Vertrag mit Anhalt-Zerbst.

Welche Mühe mehre der Truppenlieferanten hatten, ihre Waare den Engländern zuzuführen, wie der Anspacher die seine selbst bis nach Holland begleiten mußte, wie der von ihm mit einer Dose beschenkte englische Oberst Rainsford sich wunderte, daß die Diamanten daran echt waren, und den Herrn Markgrafen „doch anständig“ fand, wie es den verkauften Leuten auf der See ging, was sie in Amerika leisteten, wie insam sich der Braunschweiger in Betreff seiner bei Saratoga in Gefangenschaft gerathenen Soldaten benahm, wie das englische Parlament in der Debatte über diese Angelegenheiten die deutschen Fürsten beurtheilte und ähnliches bitten wir bei Rapp selbst nachzulesen. Dagegen sei es erlaubt, den Lesern noch einen der fürstlichen Herren aus dieser Gesellschaft zu zeigen, der als komische Person in dem Drama mitwirkt, und der auch aus andern Gründen verdient, daß wir ihn sich ein wenig länger als die andern präsentiren lassen. Friedrich der Große mag dann den Epilog sprechen.

Wir haben soeben erwähnt, daß zuletzt noch Anhalt-Zerbst das Glück hatte, den Engländern Soldaten für den Kampf mit den amerikanischen Insurgenten liefern zu dürfen. Das ging so zu.

Der Fürst Friedrich August von Anhalt-Zerbst (er regierte durch göttliche Zulassung fast ein halbes Jahrhundert, von 1747 bis 1793) gebot über ein Territorium von ungefähr funfzehn Quadratmeilen mit etwa zwanzigtausend Einwohnern, welches infolge von mancherlei Heimsuchungen, wie Mißwachs, Ueberschwemmung und Krieg, namentlich aber auch infolge der seit dem dreißigjährigen Kriege schon andauernden Landplage fürstlicher Mißwirthschaft zu den ausgehungertsten und verrottetsten Deutschlands gehörte. Seit 1716 wurden hier weniger Menschen geboren als begraben. Das Land besaß weder Industrie noch Handel. Nirgends ringsum gab es verhältnißmäßig mehr Hagestolze, vorzüglich unter den Beamten, weil die im siebzehnten Jahrhundert festgesetzte Besoldung derselben zu einem anständigen Haushalt kaum halb ausreichte. Seit 1698 war kein Landtag mehr einberufen worden. Die Fürsten herrschten vollkommen nach Laune, und Friedrich August übertraf darin selbst seine Vorgänger. Er ist die Caricatur des kleinen Landesvaters des achtzehnten Jahrhunderts. Der Bruder der Kaiserin Katharina von Rußland, hatte er ursprünglich vielleicht ebenso geniale Anlagen wie diese, dann aber muß man annehmen, daß, was bei der großen Schwester auf dem mächtigen Czarenthrone sich entfalten konnte, hier, in den winzigen Verhältnissen von Zerbst eingengt, verdorren, verkrüppeln und Verrücktheit werden mußte.

Natürlich mußte ein derartiger Geist seinen großen Nachbar in Preußen, der überall Leben zu wecken verstand, der unbarmherzig alte Vorurtheile und Mißbräuche ausreutete und sich in seinem revolutionären Vorgehen durch nichts hindern ließ, aufs gründlichste hassen, zumal der König ihm gelegentlich übel mitspielte und unter anderm 1758 einen Schützling Friedrich Augusts ohne viel Federlesen im zerbster Schlosse verhaften ließ. Jener Haß ging so weit, daß der Fürst 1763, um von Preußen möglichst entfernt zu sein, von Zerbst nach Basel und später nach Luxemburg zog, von welchen Orten aus er sein Ländchen dann durch höchst ergötzliche Rescripte regierte, wie sie in neuester Zeit Fürst Heinrich der Zweiundsiebzigste von Neuß-Schleiz-Robenstein-Ebersdorf kaum komischer zu Stande gebracht hätte. Als seine Unterthanen sich einst an ihn wegen Abstellung von Beschwerden wandten, antwortete er ihnen, derartige Lappalien gingen ihn nichts an, und wünsche er sehr, in seiner Zurückgezogenheit nicht mit ihren elenden Klagen behelligt zu werden. Als das nichts half, verbot er durch Anschlag, daß niemand ihm ferner „nachlaufe“, „bei Vermeidung unausbleiblicher Ahndung“; selbst die Familien der Betreffenden sollten responsabel sein. Auf der Insel Wangeroge, die als Theil der Herrschaft Jever ihm gehörte, errichtete er einen großen Galgen für Austerndiebe, es wurde indeß

keiner abgefaßt. An Stelle Serenissimi regierte in Zerbst ein geheimer Rath, dessen zwei oder drei Mitglieder die sämtlichen Instanzen bildeten, so daß man von dem Hofrath Hase durch den Hofrath Hase wieder an den Hofrath Hase appelliren mußte. Lustig, nicht wahr? Noch lustiger aber, wie dieses ergötzliche Ding von einem Fürsten zuletzt an der französischen Revolution verstarb. Als Friedrich August vom Ausbruch derselben hörte, wurde er unruhig und erließ lange, sehr schwer verständliche Schreiben an die Zerbster, in welchen er sie im Namen der heiligen Dreifaltigkeit ermahnte, treu und gehorsam zu bleiben, und ihnen für den Fall des Ungehorsams mit den himmlischen Strafen drohte. Dann kam die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten, und auf die erste Nachricht von diesem Ereigniß weigerte sich der Fürst, ferner Speise und Trank zu sich zu nehmen, und da er dabei blieb, Essen und Trinken aber Leib und Seele zusammenhält, so starb der Märtyrer der Legitimität nach einigen Tagen.

Dieser amüsante kleine Herr hatte es in österreichischen Diensten zum General gebracht, hielt sich aber auch für eigne Rechnung eine „Armee“ von 2000 Mann, die nicht weniger als 11 Obersten zählte. Seine Werbeplätze waren über ganz Deutschland zerstreut, und er fand fast immer Beschäftigung für seine Leute und Verdienst für sich. So auch jetzt, doch nicht ohne Mühe. Schon bei Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen England und Amerika war unser Biedermann mit einem Angebot auf den Markt gekommen, indeß nahm man damals keine Notiz von seinem Wunsch nach Berücksichtigung. Er hatte sich unmittelbar an Georg den Dritten gewendet, aber keine Antwort auf seinen Brief erhalten, weil der Inhalt desselben sich nicht enträthseln ließ. Um direct an sein Ziel zu gelangen, ließ Friedrich August im Mai 1776 durch den Erbprinzen von Hanau Suffolk Vorschläge machen. „Wenn Sie je“ — so schreibt der hanauische Minister v. Malsburg an Faucitt — „von der sonderbaren Denk- und Handlungsweise dieses Fürsten gehört haben, so werden Sie über die Unregelmäßigkeit dieses Schrittes nicht erstaunt sein. Da Sie aber möglicherweise ein Regiment mehr brauchen können, so hat mein Herr mir befohlen, Ihnen den Brief des Fürsten vertraulich mitzutheilen. Die Verwirrung, die in seinem Stil und seinen Ausdrücken herrscht, hat mir nicht erlaubt, eine französische Uebersetzung davon zu machen. Zudem werden Sie wohl jemand haben, der ihn lesen kann und, soweit dies überhaupt möglich, seinen Sinn erklärt. Der Fürst will also ein Regiment von 627 Mann an England überlassen. Mein Herr möchte übrigens in der Sache nicht genannt sein. Der Brief an den König ist in einer so merkwürdigen Art geschrieben, daß es mir fraglich erscheint, ob er überhaupt dem hohen Adressaten übergeben werden kann.“

Suffolk ließ den zerbstischen Antrag auf sich beruhen. Friedrich August war aber so leicht nicht abzuschrecken. Im November 1776 suchte er durch den Herzog von Braunschweig seine Absicht zu erreichen. „Der Fürst von Anhalt-

zerbst" — so schreibt der braunschweigische Minister Feronce an Suffolk — „hat den Herzog inständigst ersucht, durch Ihre Vermittelung dem König 800 Mann Infanterie für Amerika anzubieten. Das Regiment ist gut eingeeicet und ausgerüstet; es kann sich, sobald es gewünscht wird, mit zwei Geschützen in Marsch setzen.“ — „Die einzige Gunst, um die ich bitte, besteht darin, daß der Herzog in den Stand gesetzt wird, dem Fürsten eine Antwort zukommen zu lassen.“ Suffolk lehnte wieder ab, und wieder ließ sich Friedrich August nicht entmuthigen. Er empfahl sich jetzt Sir Joseph Yorke, dem oben erwähnten englischen Gesandten im Haag zu gefälliger Berücksichtigung. Dieser hatte offenbar Mitleid mit solcher Standhaftigkeit im Unglück, und als sich die Dinge so gestalteten, daß England dringend einen Nachschub von Hilfstruppen bedurfte, meldete er es nach Basel. Als Antwort empfing er von dem beglückten Fürsten eine ganze Anzahl von Briefen, Vorschlägen und Plänen, von denen sich einige sogar mit der Vermehrung der großbritannischen Marine beschäftigten. Bei dem hüpfenden und verworrenen Gedankengange dieser fürstlichen Episteln ist es nur ausnahmsweise möglich, ganz zu entziffern, was er eigentlich will, ein Proceß, der durch einen wahrhaft grausamen Gebrauch des Französischen noch erheblich erschwert wird. Wer sich davon eine Vorstellung bilden will, lese die S. 258 ff., 261 und 265 mitgetheilten Proben. Die Herren Vettern im Reich, Schiffe von China und Japan, die Judenschaft von Dessau, falsches Geld, Schiffsballast, Jagdhunde, amerikanische Rebellen, französische Bischöfe und päpstliche Bullen, dann wieder die Anden von Peru, die Cordilleren, ein Predigttext, zerbst Grenadiere, die über den Harz klettern und die Löcher des Wegs mit ihren Bärmügen ausfüllen, ärgerliche Ausfälle gegen das „liebe Preußen“ u. d. m. purzelt und quirlt darin wie in einem Hengstfessel durcheinander.

Der Fürst schien endlich am Ziel seiner Wünsche zu sein. Er hatte Aussicht, seine Leute für die von den amerikanischen Rebellen bedrohte Legitimität ins Feld rücken zu sehen. „Quatre Frères à Dessau avoient“, schreibt er begeistert von solcher Aussicht an Yorke, „entre eux plus de 400 chiens par force, logé chès les Bourgeois de Dessau. Belle Garnison! et au premier Coup de Fouet ou de Cors de Chasse, cette Canaille se rassembloit comme les Troupes au Coup de Tambour. Diable! si on pouvoit faire courir les Américains comme cela, se ne serait pas mauvais; mais il faut des Troupes, car pour l'article des hommes, c'est une question et problème de Pirrhisme (?) à repondre.

Inzwischen hatte Faucitt von Suffolk Auftrag erhalten, sich über die Beschaffenheit der zerbst Soldaten zu unterrichten und dann zu melden, ob es sich lohne, dieselben zu nehmen. Raum aber war Aussicht auf Vermietbung dieser Landmacht vorhanden, so regte sich in dem stets arbeitenden und immer auch an Plänen fruchtbaren Gehirn Friedrich Augusts schon der Gedanke, die

Vorthelle seiner an der See gelegnen Grafschaft Jever zu verwerthen, und ohne Verzug schrieb er an Yorke: „Wenn England an der deutschen Küste gegen die Rebellenkaper zwei Fregatten von je 12 oder 20 Kanonen und zwei kleinere Fahrzeuge von je 8 oder 10 leichten Geschützen wünscht, so kann ich ihm dieselben überlassen. (Der gute Herr hätte diese Schiffe erst bauen müssen; denn Jever besaß nur ein paar Duzend friedliche Fischerbote.) Meine (Gedanken-) Schiffe sind Schnellsegler und aus folgenden Gründen für Sie unentbehrlich: 1) stellen sie die Verbindung zwischen mir und meinen Truppen her, 2) vermitteln sie die von Deutschland abzusendenden Verstärkungen, 3) erlangen Sie dadurch so viele Schiffe und Matrosen mehr, was bei der Frechheit der Rebellen, die ihre Piratencanaille überall hinschicken und sogar im Stande sind, die deutschen Küsten heimzusuchen, gar nicht gering anzuschlagen ist.“

Yorke war gutmüthig oder einfältig genug, diesen abgeschmackten Einfall in London zu bevornworten. Suffolt ging natürlich nicht darauf ein, ja er nahm, als er erfuhr, daß Zerbst die versprochenen Truppen nicht sofort liefern konnte, seinen Befehl für Annahme derselben zurück. Die vom Fürsten nach London geschickten Barone v. Oppeln und v. Wietersheim, die hier den Vertrag zwischen den Kronen Zerbst und Großbritannien abzuschließen beauftragt waren, wurden von Suffolt kurz bedeutet, daß London nicht der Ort für dergleichen Negociationen sei, und ihnen sofortige Heimreise anempfohlen.

„Trog Ihrer Versprechungen,“ schreibt der arme Fürst am 25. Juni 1777 wehklagend an seinen Gönner Yorke, „hat man in London meine Truppen abgelehnt. Man will bis zum nächsten Jahre warten. Das ist unmöglich, ich werde mich dann nicht wieder ähnlicher Behandlung aussetzen. Andre Mächte werden diese schönen Truppen (ohne Eitelkeit!) mit offenen Armen aufnehmen. Ich hoffe aber, Sie werden Alles noch arrangiren.“

Das that Yorke denn auch. „Ich sende Ihnen,“ schrieb er an Suffolt, „verschiedene Briefe, die ich von meinem wunderlichen Correspondenten, dem Fürsten von Zerbst, empfangen habe; in seinem letzten ist er über den eingetretenen Zeitverlust aufgebracht.“ — „Ich habe dem Fürsten heute geschrieben und mich bemüht, ihn bei guter Laune zu erhalten und zu besänftigen. Bei allen seinen Verrücktheiten ist er doch ein guter Kerl, der besser handelt als er schreibt. Ich wünsche, seine Truppen möchten in diesen schwierigen Zeiten doch noch genommen werden.“

Dieser Wunsch wurde erfüllt; denn die Zeiten waren mittlerweile für England wirklich schwierig geworden. Im Herbst 1777 erhielt Faucitt von Suffolt die Weisung, mit dem zerbster Ministerium für zwei Regimente abzuschließen. Dieses unterwarf sich ohne Widerspruch den vom englischen Commissär gestellten Bedingungen und begnügte sich sogar mit der bloßen Punctation eines Vertrags, die es England freistellte, die endgiltige Genehmigung des letzteren so

lange zu verschieben, bis die zerbster Truppen von Faucitt im Einschiffungshafen übernommen sein würden. Jedes der beiden zu liefernden Regimente sollte aus 614 Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen bestehen, jedes derselben aber nur zwei Stabsoffiziere, Oberst und Major, haben. Marschfertig sollten die Leute im Frühjahr 1778 sein. England übernahm so nicht die mindeste Gefahr oder Verantwortlichkeit; diese fiel vielmehr ausschließlich der zerbster Regierung zu, die, wie wir sogleich sehen werden, davon noch allerlei Verdrießlichkeit und Noth hatte.

Der König von Preußen, der bisher dem Soldatenhandel seiner kleinen Vettern mit England ruhig zugeesehen, fing an, die Sache mit Verdruß zu empfinden und ihr am Rheinfels, in Minden und ebenso an der Elbe Hindernisse in den Weg zu legen, wodurch er zunächst die anspacher und die hanauer Truppennachsendungen weite und kostspielige Umwege zu machen nöthigte, dann dem Würtemberger, mit dem man wieder angeknüpft, die Speculation ganz verdarb und schließlich den Zerbster beinahe um den Profit des, wie wir sahen, mit so viel Eifer und Ausdauer verfolgten Geschäfts gebracht hätte. Die Geschichte mit dem letzteren aber begab sich folgendermaßen.

Das eine zerbster Regiment war schon im November 1777 complet und gerüstet und hätte sofort nach dem Einschiffungsplatz abmarschiren können, wenn die Preußen nicht die Elbe gesperrt gehalten hätten. Als die zerbster Behörden in Berlin um Oeffnung der Barriere baten, erhielten sie die Antwort, nachdem Anspach und Hanau mit ihren Gesuchen um Durchmarsch durch das königliche Gebiet abgewiesen worden, dürfe Zerbst nicht besser behandelt werden, übrigens könne man ja das Regiment auf einem kleinen Umwege (wir empfehlen die Karte) durch den Harz nach dem Kurfürstenthum Hannover und von da an den Ort seiner Bestimmung gelangen lassen.

Suffolk hielt es unter so bewandten Umständen für das Gerathenste, den Abmarsch der Zerbster bis zum Frühjahr zu verschieben, und wies Faucitt an, sich in diesem Sinne mit den Räthen des vielgeprüften Fürsten zu verständigen. Friedrich August mußte sich noch einmal gedulden. Seine Wuth gegen Preußen erreichte dadurch den Gipfel des Möglichen, und barocker wie je vorher machte jetzt sein Zorn — man vergleiche S. 266 — dem verhassten Nachbar in Berlin Faust auf Faust in der Tasche. Ja er ging weiter: der Selbstherrscher aller Zerbster wandte sich sogar an die Selbstherrscherin aller Reußen, um sie zur Intervention gegen Friedrich den Großen zu veranlassen; allein Schwester Katharina erklärte weder an Preußen den Krieg, noch erwirkte sie für Bruder Friedrich Augusts Soldatenwaare die Oeffnung des preussischen Theils der Elbe, was gar nicht hübsch von ihr war; denn die Gefahr, seine mühsam zusammengebrachten Leute durch Desertion einzubüßen, war für den Zerbster beträchtlich größer als für seine Concurrenten auf dem Markte, weil er im eignen Lande

fast gar nicht werden konnte und für seine Leute beinahe ausschließlich auf das deutsche Ausland und in der Methode bei dem damals sehr fühlbar gewordenen Mangel an tauglichen Subjecten vorzüglich auf Ueberlistung oder gewaltsame Wegschleppung angewiesen war. Konnte Serenissimus sein auf solche Art zusammengeraubtes Regiment unter gehöriger Bewachung direct bis ans Meer schaffen lassen, so erlitt er verhältnißmäßig geringe Verluste; ein langes Müßigliegen in offenen Garnisonsorten dagegen oder ein Umweg durch fremdherrliche Gebiete drohte mit massenhaftem Ausreißen der geworbenen Bursche. Noch vor Weihnachten brach denn auch unter den Soldaten Meuterei aus. Ein paar Duzend zerbster Dragoner sollten Infanteristen werden, um das nach Amerika bestimmte Regiment zu verstärken, nahmen das aber als Beleidigung auf und hieben auf die Offiziere ein, die sich ihnen entgegenstellten; dann flohen die meisten nach Kursachsen, wo natürlich niemand ihnen etwas anhatte. Bald nachher machte sich sogar ein Leutnant mit seinem ganzen Commando von fünfzig Mann davon und retirirte ebenfalls ins Sächsische.

Endlich war der Winter überstanden, und das Regiment trat, 841 Mann stark, am 21. Februar 1778 seinen Marsch, wie die preussischen Minister höhnisch gerathen, durch Thüringen, den Harz und Hannover nach Stade an. Als es am nächsten Tage die Elbe erreicht, ließ der Oberst, ein Herr v. Rauschenplatt, halten, die Zimmerleute mußten ihre Aegte in das Brückengeländer hauen, und es wurde ein Kreis gebildet, in welchem der Commandeur die Kriegsartikel noch einmal verlesen und dann beschwören ließ, worauf er eine geharnischte Rede hielt, die jedem über Desertionsabsichten ertappten die Kugel androhte. Trotzdem suchten noch an demselben Tage der Regimentstambour, ein Feldwebel, ein Korporal und mehrere Soldaten das Weite. Um das Betreten preussischen Territoriums zu vermeiden, ging die Marschrouten über Dessau, Merseburg, Weichlingen (Kursachsen), Greußen (Sondershausen), Mühlhausen (damals freie Reichsstadt), Duderstadt (Kurmainz), Gimbeck (Hannover) und von da durch braunschweigisches Gebiet und wieder durch hannöversches nach Stade. Trotz strengster Ueberwachung kamen noch tagtäglich Desertionen vor, da die Bauern den Entweichenden nach Kräften halfen und Gelegenheit sich zu salviren schafften, und so mußte v. Rauschenplatt dem damals in Hannover weilenden Faucitt die betrübende Meldung machen, daß er in den ersten zehn Tagen durch Desertion nicht weniger als 334 Mann verloren habe, und am 21. März waren sogar nur noch 494 Mann bei der Fahne.

Faucitt schrieb darüber an Suffoll und fragte, was da zu thun sei. Die Antwort lautete, Faucitt solle die Reste der Zerbster sammt und sonders wieder nach Hause schicken, falls er nicht wenigstens ein Bataillon aus ihnen formiren könnte. Sogar die für sie bestimmten Transportschiffe wurden abbestellt. Es war traurig: *per tot discrimina rerum* schien der unglückliche Fürst am Ziel

seiner Wünsche und Mühen angelangt, und nun dennoch nichts liefern und verdienen können! Ungerechter Himmel! Böser alter Fritz!

Indeß noch einmal lächelte dem Zerbüster das Glück. Es gelang dem Obersten Rauschenplatt, den zusammengeschmolzenen Bestand seines Regiments in Jever und Nachbarschaft wieder auf 625 Mann, einschließlich der Offiziere zu bringen, und Faucitt nahm nun keinen Anstand mehr, die Leute in den englischen Dienst einzumustern. Am 22. April wurden sie in Stade eingeschifft. Erst nachdem dies geschehen, schloß jener den Vertrag mit den Bevollmächtigten Friedrich Augusts ab, die sich selbstredend jede von dem englischen Commissär beliebte Bedingung gefallen ließen.

Wie stolz und hehr steht diesen elenden kleinen Fürsten der große König von Preußen gegenüber! Fast nur er, der seine persönliche Verantwortlichkeit vor der Welt fühlt, hat auch persönliche Würde, nur bei ihm kannte man eine selbständige Politik noch in Deutschland, die meisten kleinen Staaten fristeten ihre Existenz lediglich durch geschmeidiges Anklammern an fremde Interessen. Deshalb ist der souveräne Hohn und die kalte Verachtung, welche Friedrich England und seinen Menschenlieferanten überall fühlen läßt, doppelt wohlthuend.

Doch darf man sich die Motive, die den König bei seinem Verfahren gegen den Soldatenhandel leiteten, nicht zu ideal vorstellen. Das erste und wichtigste war, daß dieser Handel ihm bei dem damals auch in Preußen herrschenden Werbesystem die Mittel zur Füllung der eignen Regimenter zu entziehen drohte. Ein zweites war, daß er jetzt die Gelegenheit gekommen sah, sich bei England für das schlechte Verhalten, welches der londoner Hof ihm gegenüber rücksichtlich Danzigs beobachtet hatte, abzufinden. Principielle Sympathien für die amerikanischen Rebellen lagen ihm fern, und als sentimentaler Lyriker für die Sache verkaufter Unterthanen aufzutreten paßte ebenso wenig zu seinem Charakter. Daß ihm die Gemeinheit der kleinen Vetternschaft bei dem Handel Ekel erregte, ist dagegen mit Sicherheit anzunehmen. Die von Schloffer mit gesperrter Schrift erzählte Anekdote, daß die hessischen Soldaten auf Befehl des Königs bei Minden hätten den Viehzoll entrichten müssen, ist erfunden, Friedrich besteuerte nur ihr Gepäck. Dagegen findet sich in einem am 18. Juni 1776 an Voltaire geschriebnen Briefe des Königs, in welchem er die Ehre ablehnt, der Lehrer des Landgrafen von Hessen gewesen zu sein, der damals unverschämterweise einen Katechismus für Fürsten verfaßt und ihn Voltaire geschickt hatte, die Aeußerung: „Wäre der Landgraf aus meiner Schule hervorgegangen, so würde er den Engländern seine Unterthanen nicht verkauft haben, wie man Vieh verkauft, um es auf die Schlachtbank schleppen zu lassen.“ Allerdings ferner nahm Friedrich aus Haß gegen England unbedingt Partei für die Amerikaner und gefiel sich sogar darin, dem englischen Gesandten gegenüber die Erfolge derselben zu übertreiben. Ihr Recht zum Aufstand aber hat er gewiß niemals

untersucht, und noch weniger wird er sich dafür in seinen alten Tagen soweit erwärmt haben, daß er geneigt gewesen wäre, sich ihretwegen mit seinen Nachbarn in Deutschland ernstlich zu entzweien. Hätte er Hoffnung haben können, daß dabei etwas für sein Preußen herauskäme, so ließe sich etwas Derartiges eher denken.

„Gleichwohl aber,“ so schließt Rapp sein Urtheil über diese Verhältnisse, wie uns dünkt, sehr richtig, „liegt in Friedrichs Worten und Maßregeln eine solche geistige Ueberlegenheit und eine solche souveräne Verachtung der elenden Bereicherungsmittelchen der kleinen Reichsfürsten ausgedrückt, daß man sich den Jubel der Unterdrückten und die Freude der bei dem schmachvollen Handel Unbetheiligten sehr wohl erklären kann. Das Volk liebt es, seinen Helden seine eignen besten Gedanken unterzuschieben, es macht sie zu Trägern seiner liebsten Wünsche und Hoffnungen. So wurde denn auch auf Grund von ein paar scharfen Aeußerungen, die der amerikanischen Revolution günstig waren und die geizigen und gierigen Fürsten brandmarkten, in Friedrich der Haß und die Verachtung aller denkenden Zeitgenossen gegen die Seelenverkäuferei verkörpert.“

## Die alttestamentlichen Propheten.

Das ganze Alterthum glaubte daran, daß die Gottheit gewisse Menschen auf übernatürliche Weise mit der Gabe ausstatte, Verborgenes der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ans Licht zu bringen. Ja durch bloße Vermittlung todter Sachen meinte man in die göttlichen Geheimnisse eindringen zu können; man sagte wahr aus den Eingeweiden der Opferrhiere, dem Fluge der Vögel, dem Sande und vielen andern Dingen. Diese letzte Art, das Verborgene zu enthüllen, tritt im Volke Israel fast ganz zurück; nur das Loos, dem man eine unmittelbare göttliche Lenkung zuschrieb, wird hier noch zuweilen in ähnlicher Weise gebraucht; auch die s. g. „Urim und Thummim“ des hohen Priesters, welche als Mittel betrachtet werden, die göttliche Entscheidung zu erkennen, scheinen eine Art Loos gewesen zu sein. Weit wichtiger ist bei den Hebräern die Verkündigung des göttlichen Willens und Wissens durch unmittelbare Erleuchtung begeisterter Männer. Ein solcher heißt gewöhnlich Nabi „Sprecher“ oder Roë „Seher“, auch Hose „Schauer“. Die Anschauung, welche der